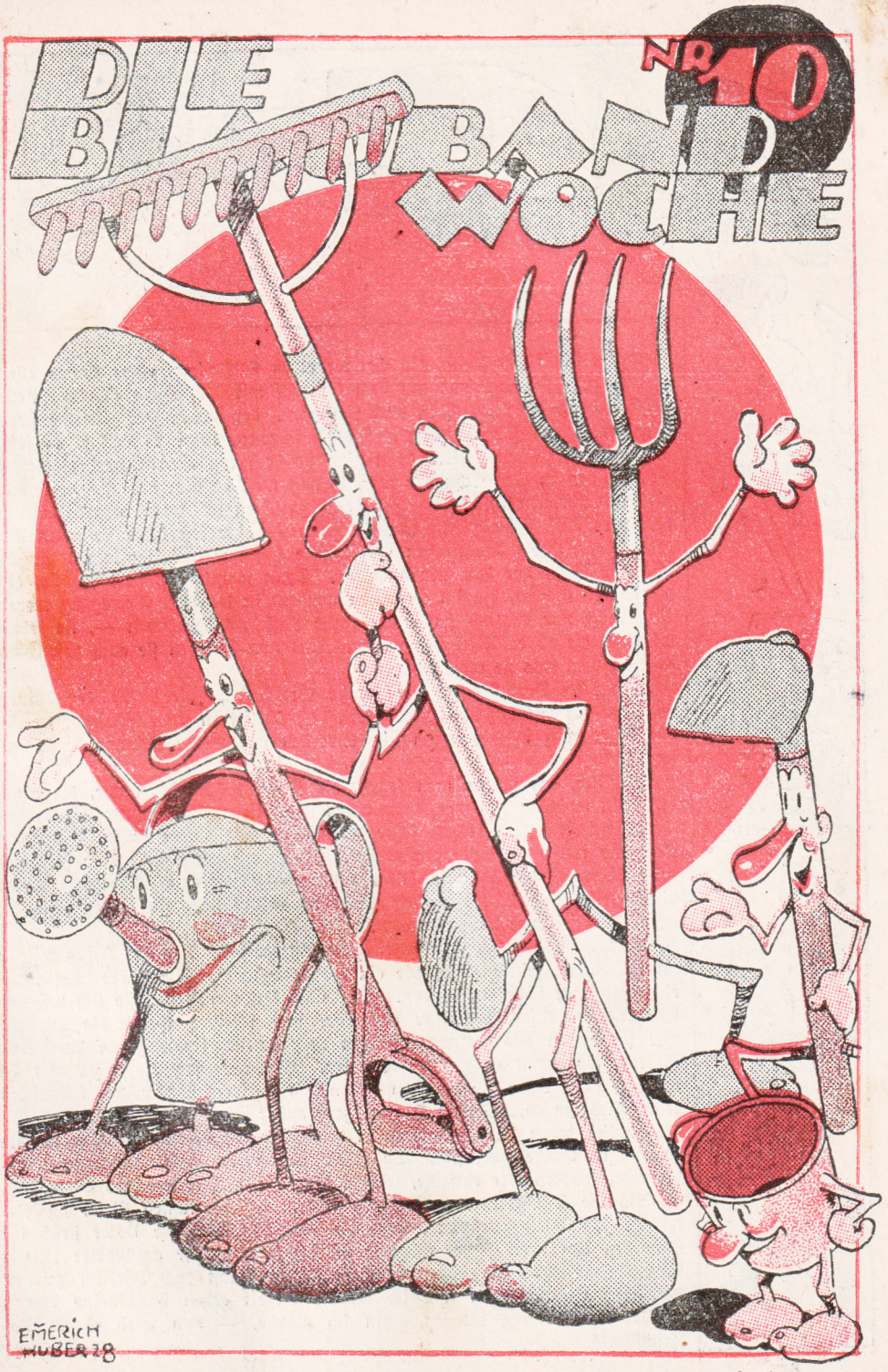
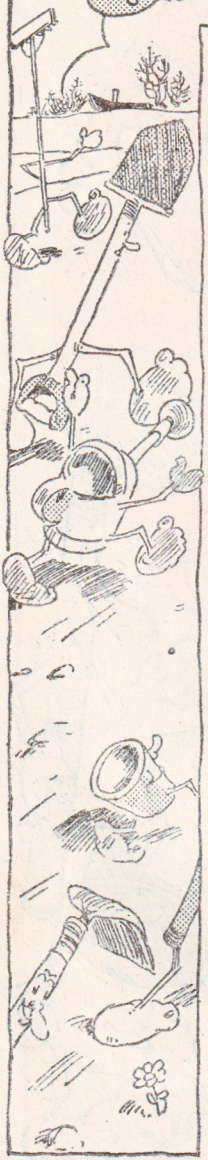


„Hurra, der Winter ist zu Ende, jetzt kommen wir an die Reihe!"

Zu dem Text auf Seite 2.)

Der Aufmarsch der Gartengeräte



Als die kleine Liese, die Tochter eines Landwirts, eines Tages allein zu Haus war und auf dem Gutshof mit dem Hund Phylax spielte, hörte sie plötzlich in dem Schuppen, der neben der Scheune stand, einen mächtigen Lärm. Erst wollte sie schreien, denn sie dachte, es seien Diebe im Schuppen. Aber dann ging sie doch erst einmal zu dem kleinen Fenster, das in dem Schuppen war, so daß man bequem hineinsehen konnte. Es stand übrigens offen, so daß sie auch zu hören vermochte, was da drinnen vorging. Auf Zehenspitzen trat sie heran — aber fast hätte sie einen Ruf der Ueberraschung ausgestoßen und konnte sich nur noch im letzten Augenblick die Hand vor den Mund halten. Denn wahrhaftig, dort sah sie, daß die ganzen Geräte, die im Schuppen standen, in lebhafter Bewegung waren. Und nicht nur das — sie hatten sogar Gesichter bekommen —, sie lebten wirklich, als ob es Menschen wären. Und nun sprachen sie auch zusammen. — Hört nur, was sie redeten!

„Gott sei Dank," sagte die große Gießkanne, „jetzt ist der Winter vorbei — es ist auch die höchste Zeit, daß Wasser in mich hineinkommt, ich bin schon ganz staubig und rostig geworden und meine Stimme kratzt entsetzlich!"

Wirklich, das mußte man sagen, die Stimme der Gießkanne, die ohnehin nicht wohlklingend war, hatte einen scheußlichen Ton angenommen.

„Sie haben ganz recht", sagte der Spaten mit einem hellen, klingenden Ton und tanzte im Schuppen umher. „Jetzt wird es fein! Wie freue ich mich schon auf die schwarze, krumige Erde — welch eine Lust, wenn ich da hineingleiten kann! Hoffentlich werde ich vorher noch ein wenig geschärft, denn ich will ganze Arbeit machen.

So unterhielten sich die Garten- und Ackergeräte. Der alte Pflug rasselte und klirrte an seiner Kette wie ein großer Drachen. Die Harke hüpfte wie ein Seiltänzer über den Boden. Auf einmal aber ordneten sie sich wie die Tänzer im Ballsaal bei einer Polonäse, und plötzlich sprang die Tür auf und sie kamen alle heraus, schritten über den Hof und zogen durch den Garten, als wenn es gar nichts wäre. Staunend sah Liesel zu, wie sie um das ganze Haus die Runde machten und dazu ein merkwürdig klingendes Marschlied sangen, während Phylax, ganz außer sich, wie toll bellte.

Endlich zogen sie alle wieder in den Schuppen hinein, die Tür klappte zu und es wurde ganz still. Da lagen sie wieder artig, nicht mehr als Kobolde, sondern wie einfache, leblose Geräte aus Holz und aus Eisen.

Als die Bauersleute nach Hause kamen, erzählte ihnen Liesel ihr Erlebnis. „Du hast geträumt", sagte die Mutter. Aber ihr Vater strich ihr über den Kopf und sagte, während er sich seine Pfeife anzündete: „Liesel ist ein Sonntagskind! Wer weiß, ob sie das nicht doch wirklich gesehen hat, und gleich morgen will ich an die Arbeit gehen und meine braven Geräte in Ordnung bringen, denn ich glaube, — nun wird es wirklich Frühling!"

In der Werkstatt des Frühlings

(Schluß.)

Fräulein Anemone suchte sich einen schönen Platz unter einer Birke aus und stand da und erwartete den Morgen.

Köstlich warm ging die Sonne auf, und es kam alles so, wie Gretchen Anemone gedacht hatte. Die Menschen kamen vorüber, blieben erfreut stehen und zeigten sich die reizende Frühlingsblume. Die Vögel sangen Lieder zu ihrem Lobe, immer wärmer wurde es, als es zu Mittag ging, wahrlich, es war eine Lust zu leben. Wie stolz war Fräulein Anemone, daß sie als erste Frühlingsblume auf der Wiese stand!

Aber ach, die Freude sollte nicht lange dauern. Denn als der Tag sank, erhob sich ein kalter Wind, der allmählich zum Sturm anschwoll, und auf den Flügeln dieses Sturmes kam der Schnee, der erst in feinen Stäubchen, dann aber in dichten Flocken herunterstob. Es wurde kälter und immer kälter, und böse Gestalten erschienen auf der Wiese. Ein großer zottiger Eisbär trat zu dem Platz, wo Anemone stand, und hauchte sie mit seinem eisigen Atem an. Und auf seinem Rücken saß der Winter selbst. Ach, wie schrecklich böse sah er aus! Er war ganz in einen zottigen Pelz gehüllt und schüttete aus einem Sack, den er auf dem Rücken trug, Hagelstücke über die Wiese. — Boshaft lachte der Winter: „Siehst du," sagte er, „das ist die Strafe für deine Vorwitzigkeit. Meine Herrschaft ist noch lange nicht zu Ende. Und jetzt mußt du sterben!"

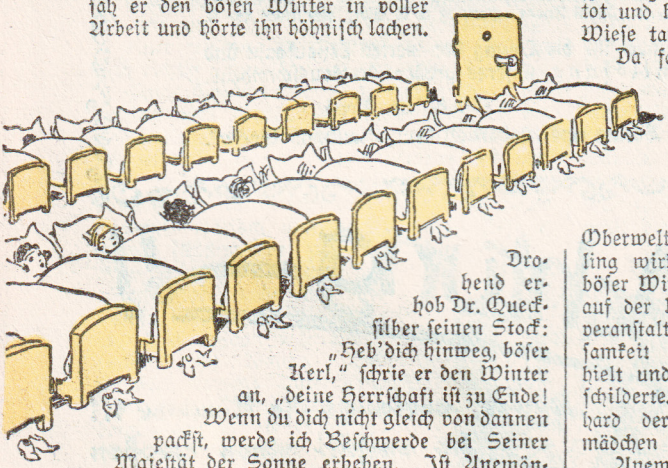
Die arme Anemone erschauerte bis ins Mark. Da stand sie nun in ihrem dünnen Kleidchen, schutzlos der Kälte und dem Schnee preisgegeben. Immer tiefer sank ihr Köpfchen und endlich verlor sie mit einem tiefen Seufzer das Bewußtsein. Ihr letzter Gedanke aber war: „Ach, der alte Doktor Quecksilber hatte recht, wäre ich ihm doch nur gefolgt!"

War es schon ganz zu Ende, gab es gar keine Rettung mehr? Ja, wenn die Zeitrechnung dort unten in der Frühlingswerkstatt die gleiche wie in der Oberwelt gewesen wäre, dann wäre das vorwitzige Anemönchen freilich rettungslos verloren gewesen. Aber gottlob ist bei den Elfen und Kobolden ein Menschentag nicht viel mehr als eine knappe Stunde. Und nun wollen wir einmal sehen, was wir für das arme kleine Blumenmädchen tun können,

EMERICH
HUGER
28

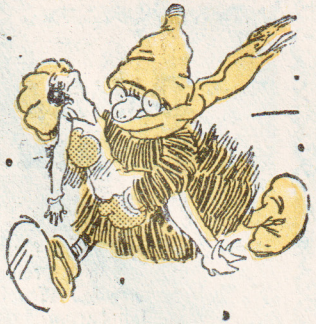
Die Sache lag nämlich so, daß an diesem Abend der alte Dr. Queckfilber lange bei seiner Studierlampe gesessen hatte, denn er war gerade mit der Abfassung eines großen wissenschaftlichen Werkes über den Golfstrom beschäftigt. Da packte ihn plötzlich ein Gefühl der Sorge. Ich muß noch einmal inspizieren, dachte er. Ich weiß, wie leichtsinnig meine Schützlinge sind. Es wäre entsetzlich, wenn eines der Mädchen mein Verbot übertreten hätte. Damit nahm er eine Lampe und ging leise auf seinen Filzschuhen zu dem Saal hinauf, in dem die Blumenmädchen schliefen. Er ging von Bett zu Bett. Wirklich, da lagen sie alle artig, die Maiglöckchen, die Primeln, die Narzissen und all die anderen holden Blumenkinder. Aber jetzt kam er zu dem Bett von Gretchen und hätte beinahe vor Schreck seine große Lampe aus der Hand fallen lassen. Barmherziger Himmel, das Bett war leer! Und sofort wußte Dr. Queckfilber, was geschehen war. Gretchen war tatsächlich ausgerückt und nun stand sie bei diesem Wetter — denn Dr. Queckfilber wußte natürlich genau, was oben vorging — allein ohne Schutz und war dem sicheren Tode preisgegeben!

So schnell ihn seine Füße trugen, eilte der Alte zur Treppe und stieg ebenfalls zur Oberwelt empor. Vorher hatte er sich aber rasch einen dicken Pelz angezogen und einen Schal um den Hals gebunden, denn er kannte die ganzen Tücken des Winters. Seinen großen Zauberstock nahm er für alle Fälle auch mit. Und nun arbeitete er sich durch den Schneesturm tapfer zur Wiese hin. Wahrhaftig, da sah er den bösen Winter in voller Arbeit und hörte ihn höhnisch lachen.



Drohend erhob Dr. Queckfilber seinen Stock: „Heb' dich hinweg, böser Kerl," schrie er den Winter an, „deine Herrschaft ist zu Ende! Wenn du dich nicht gleich von dannen packst, werde ich Beschwerde bei Seiner Majestät der Sonne erheben. Ist Anemönchen tot, dann soll es dir schlecht ergehen!"

Da stieg der Winter brummend und schnaubend vor Grimm auf den Rücken des Eisbären und trabte von dannen. Er hatte mächtige Angst vor dem Alten, denn er wußte, daß dieser bei der Sonne gut angeschrieben war. Und vor nichts hatte der Winter mehr Angst als vor den warmen Sonnenstrahlen!



In tiefer Sorge bückte sich Dr. Queckfilber und grub den Schnee beiseite. Richtig, da lag die arme Anemone leichenblaß mit geschlossenen Augen und ganz erstarrt. Zitternd vor Schreck hob der Alte sie auf, trug die leichte Last, so schnell er konnte, zurück. Stieg mit ihr die Treppe hinab und brachte sie sofort ins Bett. Dann begann er seine Wiederbelebungsversuche, denn er war nicht nur ein großer Wetterprophet, sondern auch ein großer Arzt. Große Wärmekruken packte er an ihre Füße, rieb ihr den Körper und flößte ihr eine heiße Medizin ein. Zuerst wollte sie sich gar nicht regen, und dem Alten liefen die Tränen in seinen großen Bart, weil er dachte, Gretchen sei tot. Aber schließlich, nach einer bangen Stunde, schlug sie doch die Augen auf und fragte: „Bin ich nun gestorben? — Bin ich schon im Blumenhimmel?"

„Nein," sagte der Alte lachend und weinend zugleich, „das bist du nicht, du ungezogenes Mädchen. Aber wenn ich nur wenige Minuten später gekommen wäre, dann warst du wirklich tot und hättest nicht mehr im Frühling auf der Wiese tanzen können!"

Da faßte Anemone in den zottigen Bart des Alten, gab ihm einen Kuß und schlief mit einem glücklichen Lächeln sofort ein.

So wurde sie durch die Aufmerksamkeit des guten Dr. Queckfilber gerettet. Wenige Tage später aber erlaubte er allen Blumenmädchen, zur Oberwelt emporzusteigen. Nun war der Frühling wirklich ins Land gekommen und kein böser Winter konnte ihn mehr verscheuchen. Und auf der Wiese wurde ein großes Blumenfest veranstaltet, auf dem der Star, dessen Beredsamkeit ja bekannt ist, eine große Rede hielt und die Tat Dr. Queckfilbers ausführlich schilderte. Er nannte ihn den getreuen Ekkehard der Frühlingsblumen, und die Blumenmädchen stimmten ihm gerührt bei.

Anemone aber stand mit ihren Schwestern zusammen den ganzen Frühling hindurch auf der Wiese, und alle Menschen, die vorüberkamen, freuten sich über ihre Schönheit. Keiner aber wußte, wie Schreckliches sie durchgemacht hatte!

Drittes Teilresultat unseres großen Preisausschreibens.

Meine lieben Kinder!

Wir können euch heute das dritte Teilresultat unseres großen Preisausschreibens aus Nummer 3 mitteilen, das, wie ihr wißt, sich über vier Nummern erstreckte. Es handelte sich darum, in jeder der vier Nummern eine im Text versteckte Verszeile aufzufinden. Die Aufgabe war diesmal wesentlich schwieriger als sonst. Immerhin ist es doch so vielen von euch gelungen, eine richtige Lösung zu finden, so daß wir, wie bisher, die Feststellung der Preisträger durch einen Berliner Notar vornehmen lassen mußten.

Die Lösung der dritten Teilaufgabe lautet:

„Indessen, wie es stets gewesen,“

Die Worte „Indessen wie“ standen auf Seite 4, die Worte „es stets gewesen“ auf Seite 11.

Die ausgesetzten 25 Preise à 10 Mark erhielten:

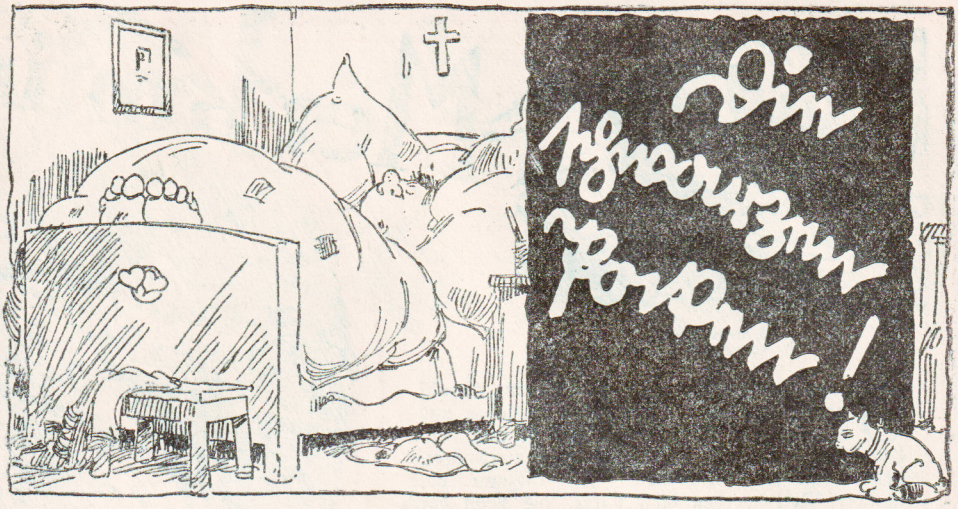
Heinz Klaus, Naunhof b. Leipzig, Gartenstraße 16. Hilde Kobbelt, Berlin N 31, Rheinsberger Straße 66, Hans Mohr, Stettin, Galgwiese 35, III. Hans Taube, Langensalza i. Thür., Jüdengasse 14. Richard Wagner, Kandern i. Baden, Bahnhofstraße 9. Hans Dieter Gerhäuser, Pforzheim, Friedenstraße 37. Willi Wagner, Bad Nauheim, Frankfurter Straße 25. Hans Joachim Körner, Weißenfels a. d. Saale, Naumburger Straße 22. Michael Krafft, Würzburg, Zwinger 6, III. Anna Volz, Pfortz i. d. Pfalz, Marienstraße 1. Günter Schulz, Königsberg i. Pr., Zimmerstraße 6, II. Horst Haak, Schönlanke, Gartenstraße 31. R. Müller, Weinheim, Hauptstraße 26. Heinz Daniel, Insterburg, Kasernenstraße 75. C. E. Obuch, Wildeshausen i. Oldbg., Westerstraße 17. Helmut Köpfel, Berlin-Charlottenburg, Neues Ufer 11. E. Kette, Berlin W 57, Kirchbachstraße 9. G. Schwarzkopf, Zerbst i. Anh., Bahnhofstraße 63. Ingeborg Heinrich, Mochenau b. Sagan, Schulstraße 42. Hetty Häuser, Wesel a. Rhein, Schmidtstraße 17. Fred Töllner, Berlin N 58, Schönhauser Allee 135, Gartenhaus ptr. r. Rolf Stange, Klotzsche, Auenstraße 6, ptr. Aneliese und Margott Tegler, Dabel b. Sternberg (Mecklenburg-Schwerin). Adelheid Förtsch, Ansbach i. Bayern, Schalkhäuser Straße 2, II. Willi Thode, Harburg a. d. Elbe, Karlstraße 15, II.

In der nächsten Nummer findet ihr die Lösung der vierten Teilaufgabe und zugleich auch die Gesamtlösung unseres großen Preisausschreibens.

Mit bestem Gruß

Verlag und Redaktion der „Blauband-Woche“.

Achtung —!!
Kinder, verlangt die Nummer 11!
Sie enthält einen großen
amerikanischen Film.
Ihr werdet riesig
darüber lachen müssen!



Fritz Reuter, der plattdeutsche Dichter, hat viele schöne Gedichte geschrieben, die er „Läuschen" nannte. Das sollte nämlich heißen, daß er diese kleinen, lustigen Gedichte im Volke „erlauscht" hatte. Er hatte sie sich von mecklenburgischen Bauern erzählen lassen, die auch heute noch voll von solchen Schnurren sitzen. Leider hat aber Reuter, wie gesagt, plattdeutsch geschrieben, so daß außerhalb seiner Heimat die meisten Leute seine Sprache nicht verstehen. Das ist schade, denn es sind ganz kostbare Geschichten darunter.

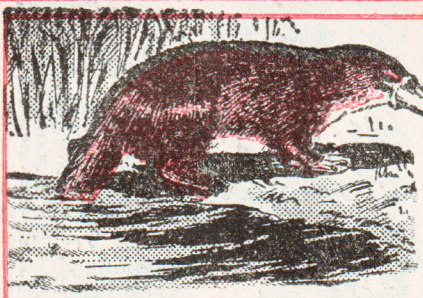
Eines der drolligsten seiner „Läuschen" wollen wir euch heute wieder erzählen, allerdings in einer freieren Bearbeitung, damit ihr es auch richtig versteht. Hört also aufmerksam zu!

Eines Tages erkrankte in einem Dorfe ein wohlhabender Bauer. Er bekam plötzlich ein geschwollenes Gesicht, was ganz furchtbar aussah, da dieser Bauer ohnehin überaus dick war. Sein Gesicht glich beinahe einem großen roten Luftballon. Nun waren aber diese Bauersleute ungemein sparsam, und statt zu einem Arzt zu gehen, schickten sie zu dem alten Schäfer, der dafür berühmt war, nicht nur die Schafe, sondern auch die Menschen in erstaunlicher Weise kurieren zu können. Der Schäfer, namens Püttenstiel, kam auch sofort, denn er dachte, daß er die Krankheit vielleicht hinausziehen und sich auf diese Weise einen guten Verdienst verschaffen könnte. Ernsthaft trat er an das Bett des Kranken, fühlte ihm den Puls, guckte ihm in die Augen und schnitt ihm zum Schluß einige Haare vom Kopf, die er durch die Lupe genau betrachtete. Endlich sagte er: „Jetzt weiß ich schon, was dir fehlt — du hast zu viel dicke Erbsen gegessen und nun sind sie dir in den Kopf gestiegen. Ich werde dir eine Salbe verschreiben, mit der dir heute abend deine Frau das ganze Gesicht einreiben soll — dann wirst du morgen gesund wie ein Fisch im Wasser sein!"

Damit ging der Schäfer von dannen. Aber leider begab er sich nicht sofort nach Hause, um die Wundersalbe zu holen, sondern er machte erst einen Abstecher zum Wirtshaus, wo er das freudige Ereignis dieser ihm hochwillkommenen Krankheit des reichen Bauern mit verschiedenen Gläsern Kümmel feierte. In der Dämmerung endlich zog er ab, und man konnte leider feststellen, daß sein Gang durchaus nicht mehr ganz sicher war. Zu Hause angekommen, fing er an, seine Salbe zusammenzumischen — und nur der Himmel weiß, welche Stoffe er dazu verwandte. Brummelnd arbeitete er umher und schimpfte gleichzeitig auf seine schlechten Augen, weil er in dem fast dunkel gewordenen Zimmer nicht mehr sehen konnte. Auf den Gedanken, eine Lampe anzuzünden, kam er nicht. Dann ging er ins Nebenzimmer und stärkte sich, da er durch den Kümmel großen Hunger bekommen hatte. Endlich aber, es war inzwischen ganz dunkel geworden, ergriff er die Schachtel mit der Salbe und wanderte, immer noch schweren Schrittes, zu dem Bauern.

„Hier also", sagte er zu der Bauersfrau, „ist die Salbe. Damit schmierst du den Bauern sorgfältig im ganzen Gesicht ein — morgen früh komme ich wieder, um ihn anzusehen!" (Schluß folgt.)

Merkwürd

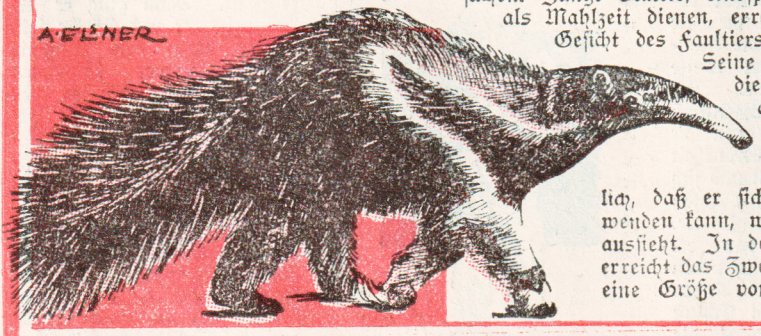


Schnabeltier.

In dem großen Tierreiche gibt es eine Anzahl von Tieren von so seltsamem Aussehen und eigenartiger Lebensweise, daß sie uns beim Vergleiche mit anderen Tieren sehr merkwürdig und fremdartig erscheinen. In kürzerer oder längerer Zeit werden diese Tiere, die schon durch ihr groteskes Aussehen verraten, daß ihre Zeit vorbei ist, von der Erde verschwunden sein. Im südlichen Australien lebt das Schnabeltier, ein Säugetier mit einem Vogelschnabel und Schwimmhäuten an den vier Füßen. Der Schnabel hat große Aehnlichkeit mit einem flachen Entenschnabel. Als weitere Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, daß das Tier auch Eier legt. Welch ein absonderliches Tier! Es hat einen Schnabel, legt Eier und besitzt ein Haarkleid, einen braunen Pelz. Das Schnabeltier erreicht, von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze gemessen, eine Länge von mehr als einem halben Meter. Seine kräftigen Beine weiß es, wie schon die Schwimmhäute verraten, vorzüglich zum Schwimmen zu gebrauchen. Es ist ein gewandter Schwimmer und Taucher und erwählt sich zum Aufenthaltsort ein Flußufer. Dicht am Ufer gräbt es seinen Bau, der aus mehreren unterirdischen Kammern besteht. Ein Ausgang seiner Wohnung mündet unter dem Wasserspiegel, ein zweiter Gang am Ufer unter Buschwerk versteckt. Das vorsichtige Tier kann also gleich vom Wasser aus sein Versteck aufsuchen. Wird es verfolgt, schwimmt es immer mehrere Minuten unter Wasser und taucht nur einige Augenblicke auf, um frische Luft zu schöpfen. Plötzlich ist es dann dem Verfolger entkommen. Es hat sich in seinen Bau gerettet.

Der Aï, das Dr

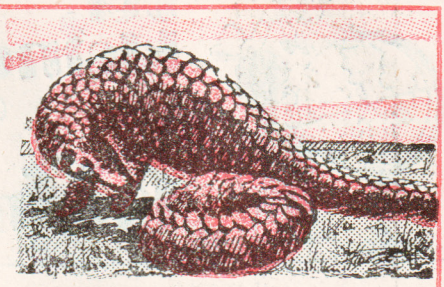
Im Aussterben begriffen ist auch das Faultier in den Wäldern Mittel- und Südamerikas, ein Klettertier, das sein Leben auf den Bäumen verbringt. Faultier wird es nicht umsonst genannt. Der Schlaf ist seine liebste Beschäftigung. Schlafend hängt es fast den ganzen Tag an einem Aste und läßt sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen. Nach Nahrung braucht es nicht zu suchen. Junge Blätter, Knospen und Früchte, die ihm als Mahlzeit dienen, erreicht es mühelos. Das Gesicht des Faultiers ähnelt dem der Affen. Seine Gliedmaßen sind kräftig, die Vordergliedmaßen länger als die Beine. Lange scharfe Krallen geben ihm an den Aesten Halt. Der Kopf ist so beweglich, daß er sich nach allen Richtungen wenden kann, was mitunter sehr komisch aussieht. In der Familie der Faultiere erreicht das Zweizehenfaultier, der Unau, eine Größe von annähernd dreiviertel



Ameisenbär.

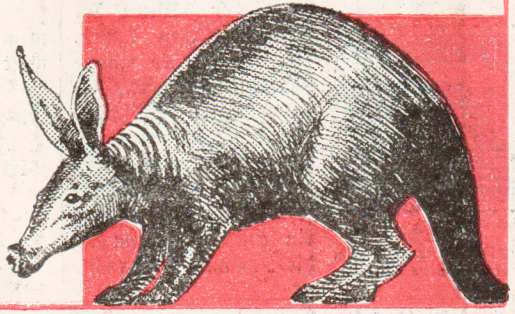
ige Tiere!

eizehenfaultier.



Schuppentiere.

Meter. Das Dreizehenfaultier, der Ai, ist nur wenig über ein halbes Meter groß. Die Vorfahren der Faultiere dagegen, von denen man Knochenreste gefunden hat, waren Riesentiere von der Größe eines Ochsen. Die Faultiere unserer Zeit sind eben nur noch die letzten schwachen Vertreter einer Tiergruppe, deren Zeit entschwunden ist. In Afrika und Asien leben die Schuppentiere, seltsame Wesen, die einen Schuppenpanzer tragen. Diese Tiere erinnern uns deutlich an die gepanzerten Tierriesen der Urwelt, die großen Schreckensechsen, die einst in der Urwildnis unserer Erde hausten. Mit der riesenhaften Größe der Saurier sind die Körpermaße der Schuppentiere nicht mehr zu vergleichen. Das Langschwanzschuppentier hat eine Gesamtlänge von einem Meter und etwas darüber; das Schuppentier Vorderindiens und Ceylons besitzt ungefähr dieselbe Größe, während das afrikanische Steppenschuppentier in seiner Länge ein Meter noch nicht einmal erreicht. Alle Schuppentiere sind Nachttiere, die sich am Tage verborgen halten und erst nachts auf die Nahrungssuche gehen. Hauptnahrung bilden Ameisen, die sie mit ihrer klebrigen Zunge auffammeln. Die Tiere sind auch gewandte Kletterer, die trotz ihres schweren Schuppenpanzers geschickt auf die Bäume zu klettern verstehen. Einsam lebende, seltsame Nachttiere sind die Erdferkel in Afrika. Der Körperbau des Erdferkels ist plump, der Kopf schmal mit langer rüsselförmiger Schnauze. Es lebt in Steppen und Wüsten in Höhlen, die es sich selbst mit seinen scharfen Krallen gräbt. Seine Geschicklichkeit im Graben ist außerordentlich groß. In ganz kurzer Zeit hat es sich vollkommen in die Erde eingewühlt. Die Hauptnahrung des Erdferkels besteht aus Ameisen und Termiten. Mit seiner langen Zunge dringt es in den Hauptgang des Baues ein und holt jedesmal Hunderte von Termiten heraus. Eine wahrhaft groteske Körperform besitzt der Ameisenbär in Südamerika. Der Kopf ist lang und röhrenförmig. Die Schnauze enthält keine Zähne, aber eine lang ausstreckbare, dünne Zunge. Der Schwanz, der fast die Hälfte der Körperlänge einnimmt, trägt eine ungeheuere Haarmähne. Auch der Ameisenbär nährt sich von Termiten und Ameisen. Um sich diese zu verschaffen, kratzt und reißt er mit den Nägeln seiner Vorderfüße die Ameisen und Termitenbaue auf und streckt dann seine lange Zunge in das Gewimmel der Kerbtiere und zieht sie, von ihnen überzogen, wieder in das Maul zurück. — Wie lange wird es noch dauern, dann hat sich auch beim Ameisenbär und den anderen seltsamen Tieren das Schicksal erfüllt: der Untergang.



Erdferkel.

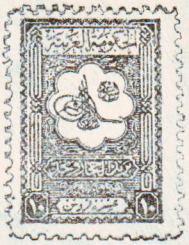
Vom Luxelinz zum Missing.

Briefe von Onkel Oskar an seinen Neffen Wilhelm, der lernen will, wie man richtig Briefmarken sammelt.

(Fortsetzung.)

Die strenge Durchführung der einen oder anderen Sammelweise ist mit großen Unkosten verknüpft. Bei alten Marken sind meist die ungebrauchten teurer, bei neuen die gebrauchten, speziell was die hohen Werte anbelangt; doch auch dies läßt sich nicht als allgemeine Regel aufstellen, weil es alsdann reichlich so viel Ausnahmen geben würde, die von dieser abweichen. Mancherlei Umstände, so z. B. das Vorhandensein großer Restbestände nach Außerkurssetzung einer Ausgabe oder eines eingezogenen Postgebietes, drücken den Preis für die in Frage kommenden ungebrauchten Exemplare herab.

Wenn Du nun nach den vorausgeschickten Erklärungen noch immer von mir wissen willst, lieber Wilhelm, ob Du „gebraucht oder ungebraucht" sammeln sollst, so gebe ich Dir den Rat, Dich vorläufig nicht allzu ängstlich an die eine oder andere Richtung zu binden. Wenn Du es ermöglichen kannst, die Marken der einzelnen Ausgaben unter sich in gleichem Zustande, das heißt entweder alle gebraucht oder alle ungebraucht zu sammeln, so hast Du damit schon ein gewisses System in die Sammlung gebracht, die dem äußerlichen Eindruck nur förderlich sein kann. Später magst Du, wie ich das schon immer tue, gebraucht und ungebraucht nebeneinander sammeln. Einen solchen Luxus kannst Du Dir aber nur erlauben, wenn Du das Sammelgebiet beschränkst, das heißt nur einzelne Staaten in dieser Weise aufbaust.



Hedschas. Zahlmarke, 10 Piastres.

In derartige Spezialsammlungen gehören aber nicht nur die regulären Marken, sondern auch die Fälschungen, die Probestücke, die Neu- und Nachdrucke, Fehldrucke und Kuriosa. Aber wie ich soeben mit Schrecken bemerke, ist mein Brief wieder reichlich lang geworden. Ich muß Dich also schon bitten, mir die eingehende Behandlung über dieses Thema für mein nächstes Schreiben, auf das Du übrigens nicht lange warten sollst, aufsparen zu dürfen, wo ich dann ausführlicher über diese Sache schreiben werde.

U. S. A. Lindbergh-Marke. Zur Erinnerung an seinen Transozeanflug.

Palästina. Neue Reihe, aus 12 Werte, 4 verschiedene Muster.

Für heute verbleibe ich mit herzlichem Sammlergruß

Dein treuer Onkel

Oskar.

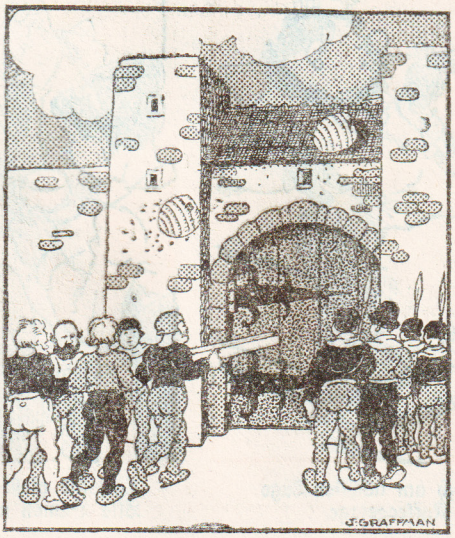
(Fortsetzung folgt.)

Philipp Kosack & Co., Berlin C, Burgstrasse 13. Gratis — Probeheft der Berliner Briefmarken-Zeitung mit lehrreichen Abhandlungen und überaus preiswerten Angeboten — Gratis!

WIE ZWEI BÄCKER-JUNGEN IHRE HEIMATSTADT VOR DEN FEINDEN ERRETTETEN

Von den Schusterjungen, ihrem Witz und Verstand erzählt uns manch lustige kleine Geschichte. Die Bäckerjungen aber lassen es sich nicht nehmen, mit ihren hammerschwingenden Freunden in Wettstreit zu treten. Vor den Schusterjungen haben sie sogar etwas voraus, denn in der Stadt Andernach im Rheintal hat man zu Ehren zweier Bäckerjungen ihr Bildnis am Rheintor in Stein eingehauen. Soweit haben es die Schusterjungen noch nicht gebracht.

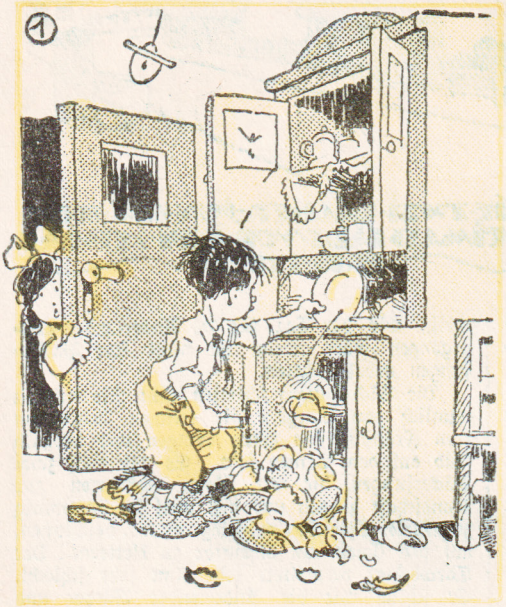
Daß die Bäckerjungen so zu Ehren kamen, das kam so: Es war noch zu der Zeit, als in unserem Vaterlande die Ritter den Städten den Fehdehandschuh überbrachten und die Städte sich gegenseitig den Krieg erklärten; Krieg und Unsicherheit herrschten überall im Lande. Die Ritter saßen auf festen Burgen und die Städte schützten sich durch dicke Mauern vor feindlichen Ueberfällen. Zu dieser Zeit herrschte auch bittere Feindschaft zwischen Andernach und der Stadt Linz. Der gegenseitige Groll in beiden Städten war so gewachsen, daß offener Krieg zwischen ihnen ausbrach. Einmal versuchten die Linzer, einen großen Schlag gegen die Andernacher zu führen. In aller Heimlichkeit ward gerüstet, nichts verriet den geplanten Ueberfall. In der Nacht sammelte sich das Linzer Heer, um gegen Andernach zu ziehen. Die Linzer waren schon des Sieges gewiß. Der Ueberfall war gut vorbereitet und die Andernacher lagen sorglos in tiefem Schlafe. Der erste Schimmer des Morgengrauens lag über der Stadt, als die Linzer anrückten. Wer weiß, wie der Tag für die Andernacher ausgegangen wäre, wenn sie nicht ihre Bäckerjungen gehabt hätten.



Die Bäckerjungen schliefen nicht. Sie mußten nämlich den Bürgern die frischen Backwaren zum Frühstück ins Haus bringen und deshalb früh auf den Beinen sein. Es gab auch zwei Bäckerjungen, die mit ihren Backwaren zur Kundschaft gingen und die, weil sie übermütig zu allerlei Streichen aufgelegt waren, beschlossen, auf den Turm am Rheintor zu klettern. Der Torwächter verwaltete sein Amt sehr schlecht. Er schlief wie die Andernacher Bürger und bemerkte nichts von dem Anschlag der Linzer. Oben auf dem Turm angekommen, sahen die Bäckerjungen plötzlich die Linzer dicht vor den Mauern der Stadt. Von der Entschlossenheit und der Klugheit der beiden hing das Schicksal Andernachs ab.

Wie die Bäckerjungen sich nach Hilfe umblickten, sahen sie die Bienenkörbe des Torwächters auf der Stadtmauer stehen. Schnell ergriffen sie die Bienenkörbe und warfen sie in das Gedränge der Feinde; dann liefen sie wie der Wind zur Sturmglocke und läuteten so heftig, daß die Andernacher erschreckt aus den Betten stürzten. In kurzer Zeit eilten die Bürger bewaffnet zu den Toren, doch die Linzer waren schon auf der Flucht. Die in ihrer Ruhe aufgestörten, erzürnten Bienen hatten ihnen so arg zugesetzt, daß sie sich durch Flucht zu retten suchten. Dies ist die Geschichte von den zwei Bäckerjungen, die ihre Heimatstadt vor den Feinden erretteten.

DER GESTÖRTE



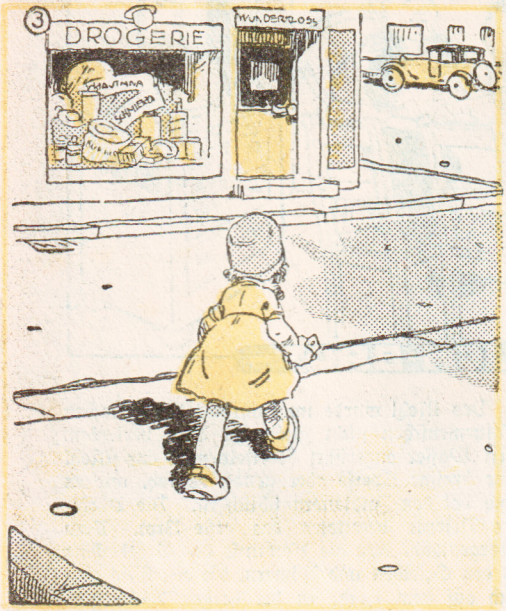
Hänschen nimmt den Hammer in die Faust,
Schlägt auf das Geschirr, – doch Lottchen grauft,

Als sie das geschehene Unheil sieht.
„Hänschen", spricht sie, „wehe, was geschieht,

Keiner merkt's, jedoch am nächsten Tage
Gibt die Tante ein Kaffeegelage.

Lächelnd gießt sie Kaffee in die Tassen, –
Alle Damen nach dem Kuchen fassen.

KAFFEEKLATSCH!



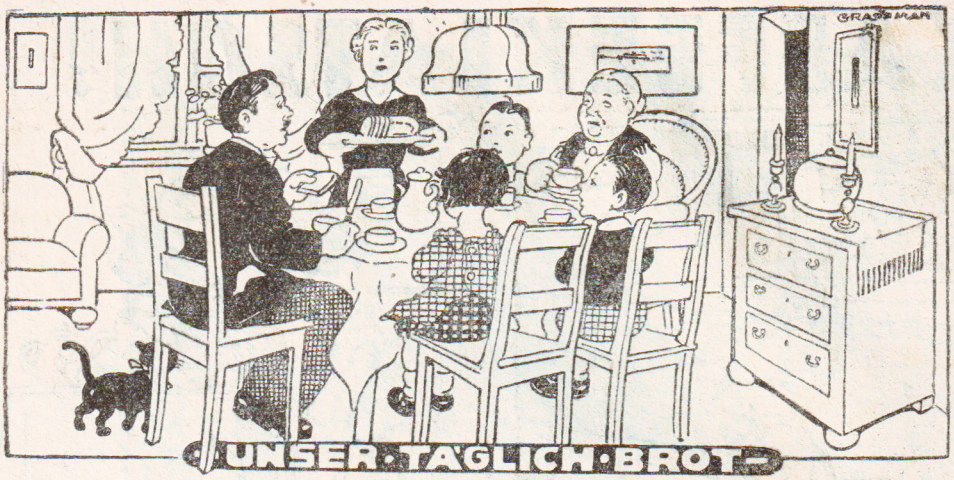
Wenn die Mutter diese Sachen findet!
Schleunigst hol' ich Kitt, der Scherben bindet."

Und von dem Drogisten Wunderkloß
Holt sie einen Kitt, der hält famos.

Aber ach, den Kitt erwärmt die Hitze —
Und das Zimmer wird zur Kaffeepfütze!

Hänschen muß sein ganzes Spargeld geben,
Um den Schaden wieder zu beheben!

(Nachdruck verboten.)

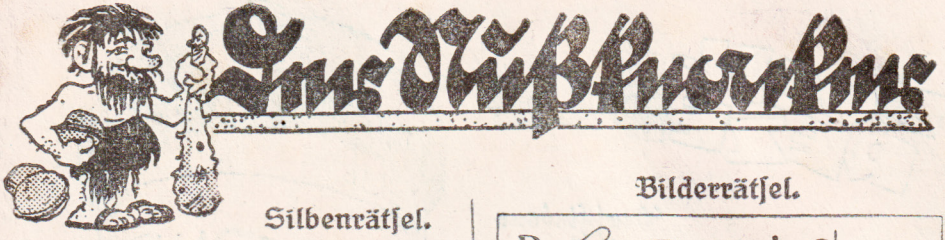


Brot ist das wichtigste Nahrungsmittel. Wo das tägliche Brot im Hause ist, da „hat's keine Not", wie es in dem Liede von der klappernden Mühle heißt. Bevor aber die Mühle zu klappern beginnt, um aus dem Korn das Brotmehl zu mahlen, muß erst der Landmann „im Schweiße seines Angesichts" säen und ernten, ehe auch ihm das Brot zuteil wird. Wieviel Hoffen und Bangen liegt zwischen Aussaat und Ernte, wieviel Sonnenschein und Unwetter, bis die Garben in der sicheren Scheuer sind. Haben Landmann und Müller ihre Arbeit getan, verwandelt sich das weiße Mehl unter den Händen des Bäckers; als duftendes Brot kommt es endlich aus dem heißen Ofen.

Die Brotbäckerei gehört zu den ältesten Erfindungen der Menschen. Die alten Aegypter besaßen schon die Fertigkeit, Mehl aus den Getreidekörnern zu bereiten, wie uns Wandgemälde beweisen, die bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind. Diese Bilder zeigen die Mehlherstellung mit Hilfe von Mörsern, in denen das Getreide zerstampft wurde. Die einfachste Art, das Getreidekorn für die menschliche Ernährung zu nutzen, bestand aber nicht in der Bereitung von Mehl, sondern im Rösten der Körner. Das Feuer brannte die Hülse vom Korn und machte die Speise bekömmlicher. Bald aber lernten die Menschen, die Körner zwischen zwei Steinen zu zerreiben, später in Mörsern zu zerstampfen. Aus dem Mörser wieder schuf die menschliche Erfindungsgabe die Handmühle. Bei den Ausgrabungen der untergegangenen Stadt Pompeji sind auch eine Anzahl sehr vollendeter Handmühlen aufgefunden worden. Lange Zeit hindurch waren solche Handmühlen im Gebrauch. Größere Mühlen ließ man bald von Zugtieren antreiben. Die ersten Wassermühlen entstanden im römischen Reiche im 1. Jahrhundert n. Chr. Von den Windmühlen geben uns erst Nachrichten aus dem 12. Jahrhundert Kunde.

Das Mehl wurde im Haushalt des einfachen Naturmenschen nicht gleich zu Brot verbacken. Mit Wasser angerührt bereitete man aus Mehl eine breiige Speise oder genoß es roh, wie es noch bei den Indianern üblich ist. Die Völker des Orients bereiteten das erste Brot. Vom Morgenlande kam die Kenntnis des Brotbackens zu den Griechen und Römern, die den Teig einfach auf dem Herde in der heißen Asche garbuken. Die alten Germanen kannten das Brot nicht bei ihren Mahlzeiten. Ihre Beschäftigung war die Jagd und nicht der Getreidebau. Erst zur Zeit Karls des Großen fand das Brot in unserem Vaterlande neben verschiedenen Mehlspeisen Verbreitung.

War das Brotbacken zuerst eine Beschäftigung, die in jedem Hause für den Bedarf der Familie von der Hausfrau ausgeübt oder überwacht wurde, so entstand später mit den gesteigerten Bedürfnissen der Stadtbewohner die Zunft der Bäcker. Um das Jahr 100 n. Chr. erhielten die Bäcker in Rom Zunftrechte. Karl der Große ordnete an: „Wir wollen, daß jedweder Amtmann in seinem Sprengel tüchtige Handwerker habe, als da sind: Eisen- und Goldschmiede, Bäcker usw." Mit der Gründung der Städte in unserem Vaterlande entstand das deutsche Zunftwesen und mit ihm überall die Zunft der Bäcker. In den alten Chroniken steht zu lesen, welche Vorschriften der Rat einer Stadt für das Brotbacken erließ. In jeder Stadt galt anderes Recht. Große Verbreitung hatte das „Probebacken". Nach dem alten Augsburger Stadtrecht wurde am 25. Juli, dem St. Jakobstag, von neuem und altem Getreide ein Brot gebacken und von zwei erwählten Bürgern und zwei Bäckern der Brotpreis für ein Jahr bestimmt. Auch der Verkauf des Brotes war genau geregelt. Er fand auf gemeinsamen Verkaufsplätzen statt.

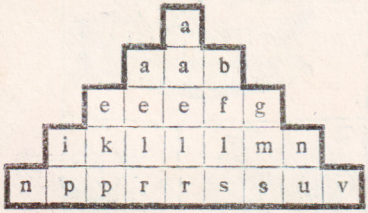

Der Nußknacker

Silbenrätsel.

am — burg — dach — dek — der — doh — rich — dscha — er — flun — fried — furt — ga — il — ker — ki — le — li — na — nel — pel — ra — sa — sen.

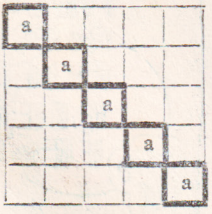
Aus den vorstehenden 24 Silben sind zehn Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen deutschen Dichter nennen. Die Wörter bedeuten: 1. Männlichen Vornamen, 2. Stadt in der Provinz Sachsen, 3. indischer Fürst, 4. Handwerker, 5. Stadt im Harz, 6. Mädchennamen, 7. Hängelampe, 8. Stadt in Japan, 9. Vogel, 10. Seefisch.

Geographisches Pyramidenrätsel.



Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Konsonanten, 2. Landvorsprung, 3. Fluß in Frankreich, 4. Stadt in Spanien, 5. Stadt in Schleswig-Holstein. Die mittlere senkrechte Linie nennt eine Stadt in Frankreich.

Füllrätsel.



d — e — e — e — f — k — l — l — l — l — l — m — n — n — o — s — s — s — u — w.

Die vorstehenden Buchstaben sind so in die leeren Felder der Figur einzusetzen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. dänische Insel, 2. Fanggerät, 3. männlichen Vornamen, 4. germanischen Gott, 5. weiblichen Vornamen.

Bilderrätsel.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 9.

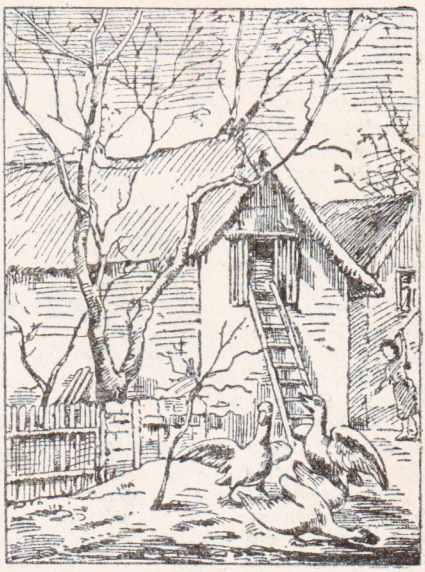
Quadraträtsel: Ischl, Clyde, Liese.

Diamanträtsel: 1. E, 2. Nil, 3. Fasan, 4. Hamburg, 5. Eisblumen, 6. Blauhai, 7. Homer, 8. Leo, 9. n.

Leistenrätsel: Liszt, Acker, Tunis, Greiz. — Sekunde.

Besuchskartenrätsel: Oberammergau.

Vexierbild.



Wo ist der Gänsedieb?

KOCH-REZEPTE

Verschiedene Soßen.

Braune Sardellensoße zu Blei oder Karpfen. Gewässerte, gereinigte Sardellen werden sehr fein gewiegt und mit sahnig gerührter Blaubandbutter und einem hartgekochten Gelbei glatt gerührt. Die von einem Löffel Mehl in einem Stück Blauband geröstete, braune Mehlschwitze löst man mit Fischbrühe auf, gibt etwas vom Sonntagsbraten übrig gebliebene, aufgehobene, Bratensoße zu und kocht die Soße mit der Sardellenbutter durch.

Pikante Mostrichsoße. 60 Gramm Blauband kocht man mit 1/2 Liter Fischbouillon, vier Teelöffeln Mostrich, etwas Essig, Salz, Pfeffer und Zucker nach Geschmack auf. Einen knappen Löffel Mehl rührt man in Rotwein klar, läßt die Soße sämig damit verkochen und setzt ihr einige Rosinen und feingehackte Mandeln zu. Diese Soße schmeckt auch kalt zu gedünstetem Fisch.

Auch eine **Perlzwiebelsoße** zu Fisch schmeckt pikant. Ein Buttermehl, von Blauband, Mehl, Fischbrühe, Gewürz, wird mit Essig, einer Prise Zucker und einem Eßlöffel Perlzwiebeln aufgekocht, mit Eigelb abgezogen und mit einer Messerspitze Extrakt geschärft.

Pilzsoße. 1/2 Pfd. beliebige Speisepilze werden geschabt, geputzt, in Essigwasser mit ein wenig Salz schnell gewaschen und abgetropft in siedender Blauband mit gehackter Zwiebel und gewiegter Petersilie gedünstet. Alle Zutaten zu Püree gewiegt, setzt man einer von Mehl mit Blauband bereiteten Einbrenne zu. Mit dem Fischwasser aufgegossen, würzt man die dickflüssige Soße mit Salz, Pfeffer, Zitronensaft und gibt sie zu gedünstetem Seefisch.

Druck und Verlag: „Die Blauband-Woche". Für die Redaktion verantwortlich: Artur Hartstein, Berlin W 35, Kurfürstenstraße 34.
(I II 12345678